Abonnementspreis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 529. Sonnabend den 15. October 1892. 86. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 16. October, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig,** 15. October.

Der von mehreren Seiten ausgesprochenen Ansicht gegenüber, daß die Militairvorlage infolge der ablehnenden Stellungnahme der Centrumspresse „in einer Versenkung verschwinden" und vielleicht gar den Grafen Caprivi nach sich ziehen werde, führten wir gestern aus, daß auf die Aeußerungen der klerikalen Blätter nicht das Geringste zu geben sei und daß das Centrum schwerlich den Mann seines Herzens leichten Herzens fallen lassen werde. Der gleichen Meinung begegnen wir heute in der freiconservativen „Post", die aus verschiedenen Aeußerungen klerikaler Redner und Blätter den Schluß zieht, das Centrum lasse seine Presse nur deshalb eine so ablehnende Haltung gegen die in Aussicht stehende Vorlage einnehmen, um dem Reichskanzler die Macht des Centrums recht fühlbar und ihn zu Gegengaben williger zu machen. Und einen neuen Beweis dafür, daß die Truppen des seligen Windthorst heute wie ehemals ganz im Geiste des großen Handelsmannes aus Meppen handeln, erhalten wir durch die Meldung aus Frankfurt a. M., daß die dortigen Ultramontanen es waren, die dem demokratischen Candidaten Funck zum Siege über den nationalliberalen Grimm verhalfen. Das „christlich-conservative" Centrum, das erst noch jüngst den „Freisinnigen" in Löwenberg seine Unterstützung versagte, wollte zweifellos durch seine Stellungnahme in Frankfurt a. M. dem Reichskanzler begreiflich machen, daß es einen principiellen Standpunct gar nicht einnimmt, sondern nach dem Motto: „Hier stehe ich, ich kann auch anders", seine Haltung ganz von Zweckmäßigkeitsgründen abhängig macht. Und der Herr Reichskanzler kennt sein Centrum sehr gut und möchte ihm das Einschwenken so gern erleichtern. Aber da er in der Jesuitenfrage sich gebunden hat und im preußischen Ministerium nicht allmächtig ist, so muß er nach anderen Mitteln suchen, um die Garde des Herrn Windthorst zufrieden zu stellen. Seine journalistischen Hilfsarbeiter stellen daher nichts Geringeres in Aussicht, als die Zustimmung des Bundesrathes zur einjährigen Bewilligung der Präsenzziffer des Heeres. Das war bekanntlich im Jahre 1887 ein Lieblingswunsch Windthorst's und ein Lieblingswunsch zugleich der Demokraten. Wir können uns freilich nicht denken, daß der Bundesrath und daß besonders die preußischen Stimmen desselben zu einem Zugeständnisse bereit seien, das jedes Jahr im Reichstage einen Kampf um die Präsenzziffer des Heeres entfesseln würde. Aber die „Kreuzztg." versichert, daß die „Voss. Ztg.", die vor einigen Tagen meldete, die Reichsregierung sei gewillt, die einjährige Bewilligung der Präsenzziffer des Heeres ohne Weiteres zuzugestehen, „in der That berechtigt war, sich dabei auf eine ganz zuverlässige Quelle zu stützen". Nun wird man ja hören, ob der Wind in der Centrumspresse umschlägt. Ganz wesentlich wird die Lösung dieser Frage davon abhängen, wie die geheimen Nachrichten der Hintertreppenpolitiker des Centrums aus dem preußischen Ministerium lauten und ob dort irgend welche Neigung besteht, eventuell auch ein Scherflein zur „Begütigung" der Ultramontanen beizutragen. Lauten die Nachrichten ganz ungünstig, so werden die Erben des Herrn Windthorst sich wohl begnügen mit Dem, was sich in Bezug auf eine gründliche „Verbesserung" der Militairvorlage erreichen läßt, und sich mit der Hoffnung trösten, daß, so lange Caprivi im Reiche das Steuer hält, das Centrum wenigstens ein Bischen mit drehen darf.

Bekanntlich wird sich der Reichstag nach Wiederbeginn seiner Sitzungen zunächst mit einigen handelspolitischen Vorlagen zu beschäftigen haben, deren Erledigung vor dem 1. December eine Nothwendigkeit ist. Es sind vorzugsweise die Abmachungen mit Spanien und Rumänien, die nur eine provisorische Gültigkeit, eben bis zu dem genannten Termine, haben und voraussichtlich bis dahin zu einer Erneuerung gelangen werden. Ferner ist erforderlich eine neue Regelung der ebenfalls bis zum 1. December reichenden Vollmacht des Bundesrathes, die ermäßigten Zollsätze der neuen Handelsverträge auch solchen Staaten zu gewähren, die einen Anspruch auf Meistbegünstigung nicht besitzen. Dies ist namentlich Rußland gegenüber von großer praktischer Bedeutung, da Differentialzölle die Getreideausfuhr dieses Landes sehr empfindlich treffen könnten. Ueber den Stand unserer handelspolitischen Verhandlungen mit Rußland werden seit Wochen und Monaten unklare, widersprechende und mit bewußter Absicht gefärbte Mittheilungen durch die Presse getragen, und da ist es nicht abzusehen, ob wir rechtzeitig zu jenem Termin zu einem Abkommen gelangen werden, welches für uns des hohen Zugeständnisses der Gewährung der Gleichberechtigung werth ist. Viel Vertrauen wird man nach dem bisherigen schleppenden Verlauf der Verhandlungen nicht haben können. Nun, Deutschland kann es wohl ruhiger abwarten als Rußland in seiner wirthschaftlichen Zerrüttung. Einige weiter hinzukommende Abmachungen mit kleineren überseeischen Ländern werden wohl keine Schwierigkeiten bereiten.

Es ist begreiflich, daß, je länger die gegenwärtige französische Republik sich in Folge des Mangels an bedeutenden und hervorragenden Männern in den monarchisch gesinnten Kreisen ihres Daseins erfreut und die gegen ihre Existenz gerichteten Bestrebungen zu vereiteln im Stande ist, die Zahl der sogenannten Ueberläufer aus dem monarchischen in das republikanische Lager sich immer mehr vermehrt. Es giebt eben nur zu viele Menschen, denen der Erfolg imponirt und die um ihrer Vortheile willen Frieden mit den bisherigen Gegnern schließen. So ist bekanntlich auch in diesen Tagen ein Haupt der Royalisten, der Baron v. Mackau, der eine wesentliche Stütze des Boulangismus war, aus einem Saulus ein Paulus geworden und in die republikanische Partei abgeschwenkt. Dieser Mann beugt sich heute vor der Thatsache, daß das Land seit zwanzig Jahren republikanische Wahlen getroffen hat. Er hat 1875 gegen die republikanische Verfassung gestimmt, muß aber, obschon er weiß, damit vielen Freunden und treuen Waffengefährten Schmerz zu bereiten, anerkennen, daß die große Mehrheit der Wähler zur gegenwärtigen Stunde die Aufrechterhaltung der Republik will. „Ich glaube, unsere Forderungen werden an Schärfe gewinnen, wenn sie nicht mehr mit den auf eine andere politische Ordnung gerichteten Bestrebungen zusammengeworfen werden können, von denen das Land sich täglich mehr zu entfernen scheint." Baron Mackau erkennt also die Republik an, aber nicht das Regiment der Republikaner. Von diesen erwartet er nichts Gutes, nicht die mindeste Gerechtigkeit, das mindeste Wohlwollen, die mindeste Höflichkeit. Er will ihr Regiment innerhalb der Republik stürzen und sucht sich dazu nicht ungeschickt den Kampfplatz aus: die Gemeindefreiheit. Es ist aber doch noch sehr fraglich, ob die Republikaner diese Art von neuen Bundesgenossen brüderlich in ihre Arme schließen und sie willkommen heißen, oder ob sie nicht vielmehr der Anschauung huldigen, daß gegenüber solchen „Bekehrten" Mißtrauen von nöthen ist. Es könnte sich sonst leicht ereignen, daß die Republik aus der neu gewonnenen Anhängerschaft alles andere, aber keinen wirklichen Beistand empfing.

Zu den Schwierigkeiten, mit denen gegenwärtig die französische Regierung zu kämpfen hat, gehört bekanntlich der französisch-schweizerische Handelsvertrag, welcher der französischen Schutzzollpartei ein schwerer Stein des Anstoßes ist. Vor mehreren Tagen hat in Paris ein Ministerrath stattgefunden, in dem über diese Materie recht lebhaft verhandelt wurde und über den erst jetzt greifbare Einzelheiten bekannt werden. Die Debatte begann damit, daß man dem Handelsminister Jules Roche Vorwürfe machte über seine vielbesprochene Rede von St. Etienne. Der Handelsminister antwortete mit größter Festigkeit und ohne sich im Mindesten beirren zu lassen: Die Vertragsverhandlungen seien außer ihm von den Herren Ribot und Develle geführt worden. Er und seine beiden Collegen hätten die wichtigsten Actenstücke gezeichnet, und darum seien sie alle, und nicht blos er allein der Schweiz gegenüber verpflichtet. Er sehe darum nicht ein, weshalb er nicht berechtigt gewesen, die Verantwortlichkeit des gesammten Cabinets zu engagiren. Die wirthschaftlichen Ueberzeugungen seiner Collegen blieben ja von seiner Erklärung unberührt ꝛc. Hierauf nahm ein anderer Minister, Develle, das Wort und setzte in etwas erregtem Tone auseinander, Roche habe durch seine Erklärung die Gefahr eines Cabinetssturzes heraufbeschworen, da die Kammer keinerlei Neigung zeige, den Vertrag anzunehmen. Roche antwortete, die Rücksicht auf einen Cabinetssturz dürfe keine Rolle spielen, wo es sich um die Einlösung eines gegebenen Wortes handle. Es wurde noch längere Zeit hin- und hergeredet; es zeigte sich wohl auf verschiedenen Seiten die Neigung, den Vertrag dem Portefeuille zu Liebe zu opfern, aber Roche gab nicht einen Fuß breit nach und zeigte einen unerschütterlichen Willen, die Durchbringung der Convention im Parlamente zu versuchen. So wurde denn am Ende das Princip festgestellt, daß der den Vertrag betreffende Gesetzentwurf den Kammern vorgelegt werden solle. Hierauf wurde die Methode der Vorlegung berathen, wobei man zwei Rücksichten zu beobachten hatte: einmal die Rücksicht darauf, daß ein Terrain geschaffen werde, um Operationen zu ermöglichen, welche die Erzielung von Concessionen seitens der Schutzzöllner bezwecken; zweitens die international-politische Rücksicht auf die allgemeinen Beziehungen zur Schweiz, welche es erforderte, daß man Vorsorge treffe, um eine eventuelle Ablehnung der Convention seitens der Kammer nicht als feindselige Demonstration gegen die Schweiz erscheinen zu lassen. Wie man übrigens in der Schweiz über das Verhalten Frankreichs denkt, das bekundet folgende Mittheilung der „Neuen Zürcher Zeitung":

Bern, 14. October. Die „Zürcher Zeitung" betont, wenn Frankreich das Handelsabkommen mit der Schweiz nicht genehmige, werde das Schweizer Volk den Unterschied in seinen Handels-Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich bald merken und dies äußerlich zeigen. Deutschland sei der Schweiz beim Handelsvertrag verständig und weitgehend entgegengekommen, während Frankreich eine kurzsichtige, egoistische, alle Nationen verletzende Handelspolitik treibe.

Bei den letzten Folkethingswahlen in Dänemark ereignete es sich bekanntlich zu Vieler Ueberraschung, daß die „Moderaten" siegten und die Linke, welche das Ministerium Estrup auf das Heftigste bekämpfte, ungemein zusammenschmolz. Der Anführer der Linken, Berg, und seine Anhänger glaubten, das Ministerium zum Falle bringen zu können, indem sie ihm gegenüber die sogenannte Verhandlungspolitik zur Anwendung brachten, das heißt alle Vorlagen der Regierung unerledigt ließen. In Folge dessen ist ein Budget seit einer langen Reihe von Jahren niemals zu Stande gekommen. Nach dem Ausfall der jetzigen Wahlen hatte die gesammte dänische Presse mit Ausnahme der radicalen Blätter die Hoffnung ausgesprochen, daß diesmal eine Verständigung zwischen dem Ministerium und dem Folkething stattfinden und ein ordnungsmäßiges Budget zu Stande kommen werde. Am 11. October stand nun im Folkething der Staatsvoranschlag für das Finanzjahr 1893/94 in erster Lesung auf der Tagesordnung. Die Debatte brachte zwar noch wenig Bemerkenswerthes und gab über die Stellung der Parteien nur wenig Aufklärung. Bojsen von der moderaten Partei war der erste Redner; er räumte ein, daß die finanzielle Vorlage der Regierung rein von neuen Conflictspuncten sei, allein die Streitfragen ständen nach wie vor auf der Tagesordnung. So leicht, wie das Ministerium sich die Sache gedacht zu haben schiene, ginge es nicht. Die Verhandlungs-Politik habe gute Resultate anbahnen helfen und dem Ziele eines fruchtbaren Ausgleichs gewährt, auch sei der Staatsvoranschlag mit seiner günstigen Bilanz eine erfreuliche Ueberraschung gewesen. Redner empfahl der Kammer, die bisherige Politik fortzusetzen, da diese ohne Zweifel von ferneren günstigen Erfolgen begleitet sein würde. Professor Scharling betonte als Wortführer der Rechten die versöhnliche Gesinnung seiner Partei. Trotz mancher Schwierigkeiten sieht es danach aus, als wenn jetzt für Dänemark die budgetlose Zeit zu Ende ginge.

Der Preissturz der Erzeugnisse der englischen Landwirthschaft hat neuerdings einen Umfang gewonnen, welcher in einer fast allgemeinen Herabsetzung der ländlichen Arbeitslöhne seinen Ausdruck findet. Die Trade-Union der Landarbeiter hat sich infolge dessen an das socialdemokratische Parlamentsmitglied Joseph Arch mit der Anfrage gewandt, ob nicht die Proclamirung eines allgemeinen Streiks anzurathen sei. Mr. Arch hat sich aber dagegen erklärt, weil jetzt auf allen Erwerbsgebieten eine tiefe Depression vorhanden sei, und hat den Fragestellern gerathen, das kommende Frühjahr abzuwarten. Die Lage der englischen Landwirthe gestaltet sich immer trostloser.

Die Angelegenheit der griechischen Schulen in Bulgarien scheint nach den heute von verschiedenen Seiten vorliegenden Berichten vollständig beigelegt zu sein, und zwar gebührt das Verdienst dieser ruhigen Erledigung ebenso der Pforte, die es in Sofia nicht an bezüglichen Rathschlägen fehlen ließ, wie der bulgarischen Regierung, die bereitwillig den Wünschen des Suzerains nachgekommen ist. Dagegen ist der griechischen Regierung von mehreren jener Gebiete, an welche sie sich gewendet hatte, bedeutet worden, daß die Adresse, an welche sie ihre Beschwerde gerichtet hatte, nicht die richtige gewesen sei und daß als Forum für ihre Beschwerden nur die Pforte angesehen werden könne.

Deutsches Reich.

ss. **Berlin,** 14. October. Die „Freis. Ztg." berichtet: „„Kommt ein Columbus, Dir Dein Heil zu retten, mein Deutsches Volk, schlag' ihn nicht auch in Ketten!" Mit dieser Strophe wollte der Lehrer Hermann Jahn seinen Prolog ausklingen lassen, den er für die Columbusfeier der „historischen Vereinigung" am Mittwoch im Bürgersaal des Rathhauses gedichtet hatte. Cultusminister Dr. Bosse wohnte der Feier bei, und es ist kaum anzunehmen, daß derselbe an der obigen Strophe Anstoß genommen haben würde. Eine Localcorrespondenz meldet aber, daß diese Schlußstrophe mit Rücksicht auf den anwesenden Minister weggelassen wurde."" Die „Freisinnige Zeitung" hat ganz recht mit ihrer Vermuthung, daß der Cultusminister an den unterdrückten Versen keinen Anstoß genommen hätte. Es war aber, und Herrn Richter dürfte dies nicht unbekannt sein, durchaus nicht die Rücksicht auf den Cultusminister, sondern eine dem Redacteur der „Freis. Ztg." höchst unerwünschte Erwägung, welche jenen Censurstrich veranlaßte. Man fand nämlich noch rechtzeitig, daß die Verse auf den Fürsten Bismarck passen, beziehungsweise auf die unerhört unwürdige Behandlung, welche dieser Größte und Verdienteste der Nation erst kürzlich wieder in der Presse jener Partei erfahren hat, die im Berliner Rathhause die herrschende ist. Es ist eine erfreuliche Regung des Schamgefühls, welche die Unterdrückung jener vom Deutschfreisinn,

Feuilleton.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

13] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

An einem Tage, an welchem er die Runde bei den Theaterdamen machte, die er ebenfalls gelegentlich abphotographirte, hörte er zu seinem Erstaunen zweimal den Namen der Frau Abraham nennen: zuerst von der zweiten Liebhaberin, Käthe Blau, einer jungen Dame mit schwärmerischen Zügen, denen man die Trauer über die Erfolglosigkeit ihrer künstlerischen Bestrebungen anmerkte. Sie wirkte eben oft als gesanglose Liebhaberin in Operetten mit — und wenn einer der von ihr dargestellten Schönen Dichter und Componist ein Lied zugewendet hatten, so vereinigten sich die Rothstifte des Regisseurs und des Capellmeisters, dasselbe zu streichen; sie gehörte eben zu den bösen Menschen, die keine Lieder haben. Daher der ewig schmollende Zug um ihre Mundwinkel, den böswillige Freundinnen ihr sogar als Koketterie auslegten; denn mit diesem „mufflgen" Gesichtsausdrucke, den sie zur Schau trug, stand ihre katzenartige Beweglichkeit und Geschmeidigkeit und das Begehrliche ihres ganzen Wesens in zu auffallendem Widerspruch. Es war, als ob der Kopf einer Bildsäule der Melancholie auf den Leib der Statue einer Bacchantin gesetzt worden wäre. Ihre Freundinnen nannten sie immer „das blaue Wunder" oder auch „das betrübte Eichläpchen". Sie erzählte ihrem Besucher von einem neuen Verehrer, der ihr alltäglich Kränze zuwende, obschon sie, wie sie mit ihrem schmerzlichen Gesichtsausdrucke hinzufügte, doch nicht allzu oft bedeutende Rollen spiele.

„Es ist Herr Bankier Seiter, ein alleinstehender Millionair, ein Herr in seinen besten Jahren. Seine Visitenkarte hängt stets an seinen Kränzen. Möglich, daß meine traurige Gemüthsart ihn anzieht . . . er ist ja auch traurig, denn er ist Witwer. Ich lernte ihn im Salon der Frau Abraham kennen."

„Im Salon der Frau Abraham?" fragte Lothar erstaunt. „Sie haben sehr vornehme Ausdrücke, um ein Möbellager zu bezeichnen."

„Ich spreche nicht von ihrem Möbellager, sondern von ihrem Salon."

„Ich kenne nur ihr Möbellager."

„Da kennen Sie nur die Puppe, nicht den Schmetterling."

„Ein Salon? Doch sie hat mir nie ein Wort davon gesagt!"

„Dann wurden Sie von ihr nicht für voll gehalten. Die Herren müssen ins Gewicht fallen, die Damen dürfen zu leicht befunden werden." In den Augen des blauen Wunders zuckten einige lustige Flämmchen und um die Lippen ein Lächeln, das bald wieder verschwand und der verdrossenen Trübseligkeit Platz machte, welche die Unterlippe herunterzog.

Die Mittheilung des Fräuleins Blau beschäftigte Lothar aufs Lebhafteste. Sein zweiter Besuch galt der gefeierten Nebenbuhlerin der Teresa Stern, einem neckischen, lustigen, kobboldartigen Mädchen, Leontine Eckerdt, einem Sprühteufelchen der Operette. Das war ein Liebling des Publicums, gegen den die ernste Teresa nicht aufkommen konnte. Das brünette Kind mit den kurzgeschnittenen Haaren, dem kecken Näschen, den funkelnden Augen, den vollen Lippen und einem zierlichen Körper von überaus anmuthigen Bewegungen hatte der Chronik des Theaters noch wenig Stoff gegeben: sie war überall zugegen, ließ sich feiern und verherrlichen, lächelte fröhlich, wenn ihr Triumphwagen immer neuen Vorspann erhielt, hatte keine Scheu davor, in einem großen Herrenkreise die einzige Dame zu sein, prüfte den gesellschaftlichen Boden nicht, auf dem sie sich bewegte, mochte derselbe noch so unterhöhlt sein — und bei alledem hatte sie nie eine nachweisbare Liaison; es durfte sich nie ein bevorzugter Verehrer ihrer Gunst rühmen; sie war liebenswürdig gegen Alle, aber sie war blitzartig verschwunden, wenn sie ein schwärmerischer oder stürmischer Bewerber fesseln wollte. Und wenn sich auch einer ernstlich um ihre Hand bewarb: sie schien durchaus nicht geneigt, ihre Freiheit zu opfern. Lothar hatte, als sein Herz von Teresa gefesselt wurde, diesem Wildfeuer den lebhaftesten Antheil geschenkt; er hatte es an Liebeserklärungen nicht fehlen lassen, die aber stets mit lustigem Lachen aufgenommen und abgelehnt wurden. Und wenn er diese Unerreichbare jetzt mehrmals wieder besuchte, so geschah es nicht des Modells wegen, obschon sich Leontine trefflich durchs Fenster zeichnen ließ und obschon er die Ansichten eines berühmten Romanschriftstellers theilte, daß man ein Modell haben müsse, um einen lebenswahren Charakter zu schaffen, nein, es geschah um Teresas willen. Hier konnte er von ihr hören, hier vielleicht sie gelegentlich selbst treffen; denn die beiden Nebenbuhlerinnen verkehrten freundlich mit einander, so weit es Teresens menschenscheue Stimmungen erlaubten; und so schnippisch Leontine den genialen Lothar behandelt hatte, als er ihr selbst den Hof machte, so entgegenkommend war sie, wenn es galt, seine Neigung zu Teresa zu begünstigen.

„Es ist eigentlich unrecht", sagte sie, „wenn ich meine Hand dazu biete, sie mit einer Freundin zusammenzubringen. Sie sind ein Kraftmensch, ein Genie, ein Ungeheuer . . wenn man näher hinsieht, bemerkt man, daß Ihnen Feuer aus dem Munde dampft. Sie wollen ja die ganze Welt umstürzen, und Ihre Schuld ist's nicht, wenn sie noch so leidlich fortbesteht. Auch sind Sie nicht mein Geschmack, Herr Lothar . . das wissen Sie! Und nicht einmal Ihnen zu Liebe bin ich so bereit, die Steine aus dem Wege zu räumen, die zwischen Ihnen und Teresa liegen. Nein, nur um der Freundin willen geschieht es. Ich möchte sie aufrütteln aus dem ewigen Halbschlaf, in dem sie sich befindet, aus der grundlosen Traurigkeit, die ihr zur andern Natur geworden ist . . und dazu gerade sind Sie zu brauchen, obschon Sie im Ganzen ziemlich unbrauchbar sind, Herr Lothar! Doch Sie sind eben Sprengstoff und dazu geeignet, das Gewölbe einer lebendig Begrabenen zu sprengen!"

„Nun, da Sie so wohlwollende Absichten hegen, so verschaffen Sie mir recht bald die Gelegenheit, mit Teresa zusammenzukommen. In ihrer Wohnung ist sie ganz unzugänglich."

„Ich weiß es . . sie hat eine Garde von Bäckerjungen und schreienden Kindern um sich . . eine wirkliche Tante, die sich als solche legitimiren kann und die nicht zum feinen Gebäck gehört, einen Onkel von grobem Schrot und Korn."

„Nun . . und Sie wollen mir helfen?"

„Ich will's . . doch es ist nur dann möglich, wenn Sie im Salon der Madame Abraham als Gast erscheinen."

„Ich werde die würdige Dame bitten, mich einzuladen. Und Teresa . ."

„Man muß sich ihrer mit List und Gewalt bemächtigen, wenn man diesen Mehlwurm aus Mehl und Kleie herausgraben will. Ich feiere morgen meinen Geburtstag . . und da hat mich und meine Freundinnen Frau Abraham am Abend zu sich eingeladen. Es ist dies sehr liebenswürdig von ihr; aber sie weiß auch, daß wir ihrem Salon zur Zierde gereichen; das glauben Sie doch auch, Herr Lothar? So verwahrlost sind Sie doch nicht, daß Sie unsern Werth für einen derartigen Salon unterschätzen?"

„Derartig? Welcher Art ist derselbe denn?"

„Soll ich Ihnen eine Ueberraschung verderben? Kommen Sie und überzeugen Sie sich selbst. Teresa kennt ihn ebensowenig wie Sie . . ich sagte ihr nur, daß wir mein Geburtsfest im Salon meiner Freundin feiern wollen . . und sie kann und will sich nicht anschließen. Ob sie das zweite Mal zu Frau Abraham kommen wird, das wage ich nicht zu entscheiden."

„Sie selber aber besuchen den Salon wohl oft?"

„Gewiß, mich sieht weder Wind, noch Wetter an, und wo ich mich amüsire, dahin gehe ich und müßt' ich bei den sieben Todsünden das Entrée bezahlen. Ich bin ein tapferes Mädchen, Herr Lothar, und wehre mich meiner Haut, und die Meinung der Welt kümmert mich nicht. Nur dann, wenn man anfinge, mich häßlich und unangenehm zu finden, würde ich einiges Gewicht darauf legen und den Schiedsrichterspruch meines Spiegels in Anspruch nehmen."

Was ihm die kleine kecke Leontine mitgetheilt, das machte einigen Eindruck auf Lothar . . vor Allem aber trieb ihn seine Sehnsucht, Teresa wiederzusehen, in das Möbellager der Frau Abraham, die, wieder in ihr Kopftuch gehüllt, beim Scheine des ewigen Lämpchens wie eine bunte Larve hinter ihrem Pulte hockte. Als Lothar sein Anliegen vorgebracht, warf sie ihm aus ihren Adleraugen einige scharfprüfende Blicke zu:

„Diese Leontine ist ein thöricht geschwätziges Mädchen; es handelt sich um ein Geheimniß . . ich habe meine Gesell-

SLUB
Wir führen Wissen.